

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 50

Sonntag, den 12. Dezember

1915

Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Harling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Baronin Strehlen ist auf Konstanzen's Zimmer auf einen Stuhl gesunken, trübe blicken die treuen, guten Augen in das schwelende Licht der Kerzen, die auf Konstanzen's Toiletentisch brennen. Ihre Hände sind gefaltet, Seufzer um Seufzer ent rinnt sich ihrer Brust.

„Wie mag das enden?“ So denkt auch sie heute wie schon so oft vor dem.

Alle ihre Kraft zusammennehmend, humpelt sie durch den langen Gang zum rechten Seitenflügel. Zum ersten mal, seitdem das junge Paar dort wohnt, betritt sie ihn.

Mit blassen, verängstigten Gesichtern stehen die Diensthofen beisammen, als sie die Baronin erblicken, machen sie ehrerbietig Platz.

In Mariannens Zimmer steht Herbert mit dem Arzt, sein Gesicht ist blaß und verstört, er scheint um Jahre gealtert. Als er seine Mutter erblickt, fährt er zusammen.

„Mutter, du? Wie konntest du den weiten Weg hierher machen?“

„Der Liebe ist vieles möglich, mein Sohn. Wo ist Marianne? Was fehlt ihr?“

„Der Arzt fürchtet hochgradiges Nervenfieber. O, Mutter, wenn sie mir genommen würde, ich ertrüge es nicht.“

Auf den Arm des Sohnes gestützt, tritt die Mutter an das Krankenlager Mariannens.

Mit weitgeöffneten, glanzlosen Augen liegt sie in den weißen Kissen. Die schmalen, weißen Hände zucken auf der seidenen Decke unruhig hin und her. Verzweifelt sinkt Herbert am Bette nieder, in grenzenlosem Schmerz birgt er den Kopf in die Kissen.

Tage und Wochen schwebt der Todesengel über Marklitten. Mehrere Ärzte werden zu Rate gezogen, aber alle zucken bedenklich die Schultern. Hermine von Bressfeld ist herübergekommen, die Cousine und Freundin zu pflegen, auch Tante Erna hat sich für ein paar Tage freigemacht. Marianne erkennt niemanden.

Wilde Fieberphantasien wechseln mit völliger Apathie. Ein Name zieht sich durch alle Fieberreden: „Herbert!“

In grenzenloser Qual lähnt Herbert auf, wenn sein Name immer und immer wieder über die Lippen der Kranken kommt, bald in heißer, sehnuchsvoller Liebe, bald in unsagbarem Schmerz.

Destow's sind in dieser schweren Zeit auf Marklitten häufige Gäste. Grete Destow hat sich erboten, mit Hermine die Pflege zu teilen, um sich auf ihren zukünftigen Beruf vorzubereiten.

So lange Marianne am Rande des Grabes schwebt, kann sie nicht fort, erst muß sie helfen, die geliebte Freundin dem Tode abzurufen. Tante Erna und Baronin Strehlen haben ihre Jugendbekanntschaft wieder aufgefrischt, öfter als je wird auch der Name „Marianne von Bressfeld“ in diesen Tagen genannt. Tante Erna mit ihrem geraden, frischen Wesen gewinnt sich schnell aller Herzen. Herbert bringt der Tante seiner Frau eine warme Verehrung entgegen. Sein ganzes Herz hat er ihr ausgeschüttet, sie versteht es aber auch wie niemand sonst zu raten und zu trösten, ohne mit ihrem Rat und ihrer Hilfe aufdringlich zu erscheinen.

Konstanze hat vor einigen Tagen die Anzeige ihrer Vermählung geschickt. Herbert nahm die feine, goldgeränderte Karte und warf sie in den flackernden Kamin. Jede Erinnerung an Konstanze sollte ausgelöscht werden.

Erna von Bressfeld steht vor einem Porträt Konstanzen in der Baronin Zimmer. Sie ist zum Abschiednehmen gekommen, in einigen Stunden muß sie reisen. Herbert hat sie zum Zimmer der Mutter begleitet. Marianne geht es seit gestern etwas besser, die Apathie scheint zu schwinden, auch nimmt sie etwas mehr Nahrung zu sich. Die Ärzte haben wieder Hoffnung. Herbert atmet auf. Nach der Qual der letzten Wochen endlich ein Freuden-schimmer. Tante Erna erklärt, abreisen zu müssen.

„Weihnachten ist vor der Tür, und mein Bruder ist allein auf Bressfeld. Wer soll ihm den Baum schmücken, wer dem Gefinde die Gaben verteilen, wenn die stellvertretende Hausfrau fehlt?“ bemerkt sie auf alle Bitten, die sie zu längerem Bleiben bewegen wollen.

Nun ist sie zum letztenmal zur Baronin gegangen, da festsetzt Konstanzen's Bild ihre Aufmerksamkeit. Baronin Strehlen ist noch nicht anwesend, sie hat für ein Weilchen um Entschuldigung bitten lassen, da sie, müde vom vielen Wachen und Sorgen, sich ein wenig zur Ruhe gelegt hatte. Herbert steht mit dem Rücken gegen den Kamin, die Arme verschränkt, so blickt er fast finster auf Baroness Erna.

„Was findest du so Beachtenswertes an dem Bilde, Tante Erna? Ich wünschte, Mama gäbe ihm einen anderen Platz. Hier, wo es so sehr

in die Augen fällt, ist es nach meiner Meinung wenig angebracht.“

Tante Erna wendet sich ein wenig zur Seite. „Ist das Konstanze, Herbert? Ich dachte es mir; so habe ich mir das Mädchen gedacht, das euer Glück zerstörte. Schön ist sie, ich verstehe den Zauber gar wohl, den sie mit ihrem diabolischen Lächeln über die Männerherzen ausübt. Auf die Dauer beglücken kann eine solche Frau aber niemals, dazu ist sie zu schillernd, zu unruhig. Sie verlangt nach dem Weisrauch der Schmeicheleien, ihre Oberflächlichkeit wird sich niemals an dem stillen, schlichten Glück einer reinen, tiefen Liebe genügen lassen.“



General Groener

der verdienstvolle Chef des deutschen Feldpostwesens.

„Wie schaffst du zeichnen kannst, Tante Erna. Ja, so war Konstanze. Gelehrig und leidenschaftlich, und doch tändelte sie mit den Männerherzen. Sie war kein gutes Weib, keines von denen, welchen wir die Ehre unseres häuslichen Herdes, das Seelenheil unserer Kinder anvertrauen möchten, wenn die Leidenschaft uns nicht verblendete.“

„Du sprichst ein wahres Wort, Herbert. Leidenschaftlichkeit und Genußsucht stehen oben an der Liste der Eigenschaften unserer heutigen Gesellschaft. Zielloses Genießen auf der einen Seite, schrankenloser Erwerb auf der anderen. Die Triebfeder zu allem ist die Leidenschaft, die wieder ihren Ursprung hat in der Entnerbung der Menschheit. Früher war man viel glücklicher, weil man zufriedener war. Eine ruhige, harmonische Häuslichkeit war das Ideal der deutschen Frau. Die Liebe zu Mann und Kindern füllte ihr Leben vollständig aus. Und man war doch froh und glücklich, man genoß die Freuden, die sich boten mit reinem, zufriedenen Herzen. Man brauchte sie eben nicht, wie die Frau von heute es so oft muß, zur Befriedigung seiner Leidenschaft, zur Betäubung der inneren Stimme, die immer noch Gewissen heißt, soviel man auch dagegen reden mag. Daß ein solches Hasten und Jagen nach Vergnügungen erschläft und entnervt, ist selbstverständlich. Daß da, wo ungeheure Summen vergeudet werden, auch ungeheure Summen eingenommen werden müssen, will man eingermäßen das Gleichgewicht halten, ist selbstverständlich. Doch wir irren zu weit ab vom Wege, ich wollte dir nur Konstanzen's Charakter zeigen, und nun male ich dir ein Bild unserer heutigen Frauenwelt.“

„Konstanze paßt aber in den Rahmen des Zeitbildes, wie die Faust aufs Auge, Tante Erna. Wie oft schon bin ich dem Schicksal dankbar gewesen, daß es mich davor bewahrt hat, sie als Gattin heimzuführen.“

„Ja, ihr wäret niemals glücklich geworden, Herbert. Ihr seid zu verschiedene Naturen. Aber auch jetzt bist du nicht glücklich und doch könntet ihr es sein, beide so liebe, prächtige Menschenkinder. Ihr habt euch nur in dem Wege geirrt, der euch zusammen führt. Darf eine alte Frau, die euch hierin einen Rat geben, Herbert? Im ganzen soll man sich nie zwischen zwei Eheleute drängen, es tut nicht gut, aber zuweilen darf man doch eine Ausnahme machen.“

„Bitte, Tante Erna, sprich! Du bist ebenso gut als klug, also kann ich von deinem Rat nur profitieren.“

„Ja, Herbert, und ich kenne Marianne. Sie ist eine echte Bresfeld mit einem starken, großzügigen Charakter. Dazu hat sie aber auch die ihrer Mutter eigene empfindliche Natur geerbt. Starke Charaktere aber können nur durch noch größere Stärke bezwungen werden. Nicht bittend, nicht demütig darfst du zu ihr kommen, sondern als Mann und als ihr Gatte mußt du fordern, was dein gutes Recht ist. Nur so wirst du ihr wirklich imponieren. Ruhig bestimmt mußt du fordern, nicht mit leidenschaftlichem Drängen, nicht mit demütiger Bitte. Sie muß zu dir kommen, nicht du zu ihr. Zeige ihr, daß du eine Herrennatur bist, zeige dich ihr gegenüber souverän, aber nicht despotisch. Denn Despotismus vertragen solche starke Naturen wiederum nicht. Sie beugen sich nur vor unbefrittenem Recht, aber sie beugen sich willig und gern, wenn sie einsehen: dein Gatte ist klüger als du, seine Natur ist die stärkere, aber er ist auch unbefriedlich rechtlich, er fordert deine Unterwerfung nur, weil er in seinem vollen Rechte ist, weil er als Mann nicht anders handeln kann, nicht weil es ihm Freude macht, deine Selbständigkeit zu unterdrücken. Starke Naturen sind offen und ehrlich, von unbefriedlichem Gerechtigkeitsgefühl, nie darf man dasselbe despotisch unterdrücken wollen. Versuche es einmal, Marianne in dieser Weise zu behandeln und du wirst sehen, sie wird sich dir wortlos zu eigen geben.“



Geh.-Rat Professor R. Willhütter.

Den Nobel-Preis für Physik für das Jahr 1913 erhielt der bekannte deutsche Gelehrte Geh.-Rat Professor R. Willhütter in Berlin.

Herbert beugt sich über Tante Ernas Hände und fährt sie an seine Lippen.

„Du magst recht haben, Tante Erna! Ich habe Marianne nicht gekannt, mir niemals Mühe gegeben, ihre Eigenart zu verstehen; und doch kann ja so ein intimes Zusammenleben so harmonisch sein, wenn eines den andern voll und ganz würdigt und begreift. Vielleicht ist es zum Erfassen des Glüdes noch nicht zu spät, wenn wir jetzt ein neues Leben beginnen.“

„Zum Glück ist es nie zu spät, Herbert, und sollte es nur einen kurzen Tag währen, so lohnte es sich doch der Mühe, es zu erringen. Viel besser einen Tag schrankenlos glücklich, als nie gekannt zu haben, was glücklich sein heißt. Nur darf man das Glück durch eigene Schuld nicht verlieren, denn dann wird die Reue die Erinnerung trüben.“

„Tante Erna, du hast so viel Verstand und Herzensgüte, bist ein so großer, guter Mensch, ich habe mich schon hundertmal gefragt, warum du unvermählt geblieben bist.“

„Ja, Herbert, ein armes, adliges Mädchen hat keine Auswahl. Es muß nehmen, was sich ihm bietet oder es muß unvermählt bleiben. Ich habe das letztere vorgezogen, und ich habe es bis zur Stunde nicht bereut. Ich habe alle meine Liebe meinen Geschwistern und ihren so früh mütterlos gewordenen Kindern gegeben. In dieser Hingabe habe ich mein Glück gesucht und gefunden. Es ist nicht nur immer die Liebe des Mannes, die unser Glück in sich schließt. Doch, ich wollte von anderen reden und nicht von mir. Mein Leben naht sich seinem Ende, eures steht erst in der Blüte. Aber mir bangt nicht um euer Glück. Ihr seid beide gut und edel, es wird und muß sich ein Weg von Herz zu

Herzen finden, wenn ihr nur guten Willens seid. Anders wird es mit Konstanze sein, ich fürchte, die wird niemals glücklich, denn das Glück muß von innen herauskommen, in Neulicherkeiten wird es niemals gefunden. Doch da ist deine Mutter, Herbert, ich möchte noch ein wenig mit ihr plaudern. Wir haben dich wohl gar sehr gestört, liebe Hilbe. Es tut mir sehr leid, aber mir bleibt nur noch kurze Zeit, um Abschied zu nehmen, und ich wollte doch nicht fortgehen, ohne dir Lebewohl gesagt zu haben.“

„Das wäre mir auch eine schöne Geschichte, ausreichen ohne Abschied! Gestört habt ihr mich aber keineswegs, ich bin jetzt wieder ganz munter.“



Professor M. v. Laue.

Der Nobel-Preis für Physik für das Jahr 1914, der im vergangenen Jahre bekanntlich nicht zur Verteilung gelangte, wurde dem deutschen Professor M. v. Laue zuerkannt.

ter. Doch was macht Marianne?“

„Sie fühlt sich den Umständen angemessen leidlich wohl, ich kann sie ohne Sorge verlassen, weiß ich sie ja auch in guter Pflege. Hermine wird noch einige Tage hier bleiben, jedoch zum heiligen Abend wird mein Bruder sie wohl gerne wieder bei sich haben.“

„Aber gewiß, natürlich! Es wäre ja vermessen, wollten wir sie hier festhalten.“

Nach eine Weile plaudern die beiden Damen zusammen, dann geht Tante Erna noch einmal zu Marianne. Mit tränenfeuchten Augen nimmt sie Abschied. Sie sagt nicht viel, noch darf sie Marianne ja nicht erregen.

„Auf frohes, glückliches Wiedersehen, Liebling! In einigen Wochen werde ich wiederkommen, dann möchte ich unsere Patientin aber in Ausübung ihrer Praxis als Hausfrau begrüßen. Man muß gesund sein wollen, Marianne, dann wird man es rasch.“

Marianne lächelt, sie blickt dem Gatten nach, der Tante Erna hinausbegleitet, und ein eigenes Licht flammt in ihren Augen.

Herbert nimmt sich vor, Tante Ernas Rat genau zu befolgen. Er will und muß Marianne wiedergewinnen. All seine freie Zeit bringt er an ihrem Krankenlager zu. Er bringt ihr Blumen und Früchte, er plaudert mit ihr über allerlei alltägliche Dinge oder liest ihr vor. Stets bleibt er sich gleich, in ruhig r

Freundschaft, aber niemals verleiht er sich zu einer vertraulichen
Zartlichkeit. Er hat gesehen, wie sie zusammenzuckte, als es ihr
zum ersten Male bewußt wurde, daß sie mit ihm allein sei, aber
er hat getan, als bemerke er ihr Erschrecken nicht. Ruhig hat er
sich neben sie gesetzt, unbefangen und harmlos mit ihr geplaudert.
Und nun lauscht sie gespannt auf den Schall seiner Tritte, ein
Freundenschimmer erhellt ihr Antlitz, wenn er kommt.

So ist es heiliger Abend geworden, auch Hermine ist abgereist.
Draußen liegt fufthoher Schnee, der Winterwald gleicht in seiner
glitzernden Pracht einem Märchenpalast. Grete ist am Morgen
mit ihrem Ponschlitten auf Marklitten gewesen, um sich nach
Marianne's Befinden zu erkundigen.

Eine tüchtige Pflegerin ist an Herminens Stelle getreten,
da Marianne noch immer guter Pflege bedarf. Sie ist so ungemein
schlank und zart geworden.

„Mich könnt ihr hier nicht gebrauchen!“ hat Grete lachend
gesagt. „Na, ich nehme es euch auch nicht übel, daß ihr euch auf
so einen jungen Sauswind nicht verlassen wollt.“

„Nein, Schwester Charitas, so ist's nicht gemeint, aber wir
wollen dich den deinen nicht entziehen.“

Da erfährt Marianne zum erstenmal von Gretens Vorhaben.

„Grete, du Krankenschwester? Kind, hast du dir denn auch
vorgestellt, welch einen schweren Beruf du dir erwählt hast?“

„Gerade darum, Marianne! An etwas Schwerem muß
ich das Uebermaß meiner jungen Jugend ausprobieren. Ich
freue mich königlich. Weißt du, das ist ein erhabenes Gefühl,
wenn man dem Tod eine Beute abgerungen hat.“

„Wenn man
aber unterlegen ist,
was dann?“

„Nun, dann gibt
man sich geduldig
in Gottes Willen
und denkt, über
ihn können wir
nicht, er ist Herr
über Leben und
Tod.“

„Du hast eine
benedienstwerte
Natur, Grete. Sich
so leicht jeder Lage
anpassen, das kann
nicht jeder. Ich
wünschte oft, mei-
ne Natur wäre we-
niger schwerfällig.“

„Nein, Marian-
ne!“ mischt sich
jetzt Herbert ein,
„deine Natur ist
gerade so, wie sie
dir paßt. Du bist
als Kind viel allein
gewesen, hast den
Umgang mit fröh-
lichen Kindern
entbehren müssen,
da hast du viel ge-
dacht, hast dir über
Menschen und
Dinge dein eige-
nes Urteil gebil-
det. Ich habe dei-
ne kindlichen Aufzeichnungen gelesen und mich oft darüber
gewundert. Was hast du damals wohl von dem Knaben gedacht,
der dein Geld genommen und dir es nicht wiedergab?“

„Du konntest das doch nicht, wir waren doch nicht mehr in
dem Hause. Aber, weißt du, Herbert, daß du mir damals sehr ge-
fielst? So stolz, so trotzig, wiesest du mein Geld zurück, es schien
mir etwas so Großes, Gewaltiges, trotz der zwingenden Not,
fremde Hilfe abzuweisen.“

„Und nun hat dich der Knabe als Mann enttäuscht, Ma-
rianne?“

Er hat ihre Hände erfaßt, zum erstenmal hält er sie mit
festem Druck umschlossen. Sie lächelt ein wenig verlegen, als er
ihr forschend in die Augen blickt.

Grete ist unbemerkt hinausgegangen, als das Gespräch
eine intimere Wendung nimmt, Marianne und Herbert haben
es nicht bemerkt.

„Ein klein wenig ja!“ erwidert sie auf seine Frage.

Er hat ihre Hände wieder losgelassen, mit lächelndem Gesicht
setzt er sich ruhig nieder.

„So geht's uns so oft im Leben, Marianne, wir werden
so oft enttäuscht. Wohl dem, der an Menschen und Dinge nicht
einen allzu hohen Maßstab legt.“

Marianne ist enttäuscht, sie versteht den Gatten nicht, er ist
wie umgewandelt, und doch, so wie jetzt, sieht sie ihn gerne, so
ruhig und selbstbewußt. In der großen Halle wird für die Diener-

schaft am Abend der Baum aufgestellt. Marianne streichen leise
die Feier und verteilt die Gaben, wie sie es sonst getan, Marianne
ist ja noch zu schwach, um hinabkommen zu können. Sie sitzt
oben in ihrem Zimmer am Fenster, die Hände gefaltet. Die heilige
Nacht senkt sich auf die Erde herab. Millionen Sterne funkeln
am nächtlichen Himmel, sie füllen das Zimmer mit goldigem,
magischem Licht. „Nacht kein Licht!“ hat sie gebeten, als alle
zur Bescherung hinabgingen. „Es ist so traulich hier oben beim
Sternenlicht zu sitzen und zu träumen. Sie hört die helle Kinder-
stimme, jubelnde Weihnachtslieder singen; wie fernes Meeres-
rauschen tönt das Stimmengemurmel an ihr Ohr. Eine breite
Lichtflut fällt auf die Steinfliesen des Vorplatzes, von dem der
glitzernde, funkelnde Schnee fein säuberlich abgekehrt ist.

Draußen in Herberts Zimmer steht der Baum, den er eigen-
händig für sein Weib geschmückt. Wenn die Feiertage unten zu Ende
sind, wird man unter sich Weihnachten feiern. Herbert hat sie ge-
fragt, was sie sich wünsche! Ach, sie hätte so gern ihre Arme um
seinen Nacken geschlungen und gesagt: „Ach, nur deine Liebe!
Habe ich die, dann habe ich genug“; aber wieder war es die eigene
Scham, die sie stets in seiner Nähe befahl und sie hinderte, ihren
Gefühlen Ausdruck zu geben.

Unten werden Türen geöffnet und geschlossen. Die Arbeiter
mit ihren Familien gehen nach Hause. Jubelnde Kinderstimmen
dringen durch die stille Winternacht. Auf der Treppe erschallen
Schritte. Marianne weiß, nun wird Herbert bald kommen,
um sie in sein Zimmer zu holen. Sie war noch niemals dort bei
ihm, warum er wohl den Baum gerade in sein Zimmer hat
bringen lassen? Die Tür öffnet sich, sie zuckt leicht zusammen.

„Noch im Dun-
keln, Marianne?
Hat man dich denn
ganz vergessen?“

„Nein, man hat
mich nicht verges-
sen. Bitte, laß kein
Licht bringen, im
Dunkeln träumt
es sich so schön.
Herbert, setze dich
ein wenig zu mir,
laß uns von der
Vergangenheit
plaudern.“

„Wenn du dich
stark genug fühlst,
Kind, sonst lassen
wir sie lieb er ru-
hen.“

„Ach, Herbert,
einmal müssen wir
doch darüber
sprechen, muß es
denn nicht einmal
klar zwischen uns
werden? Heute
ist heiliger Abend,
die Nacht der
Freude und des
Friedens bricht an,
sollen wir da nicht
auch Frieden
schließen?“

„Gaben wir
denn Fehde, Ma-
rianne? Ich denke

doch nicht.“

Er hat eine Hand auf die Armlehne ihres Sessels gelegt,
da beugt sie sich plötzlich nieder und legt ihre Wangen auf seine kalte
Hand, Träne um Träne rollt ihr über die Wangen.

Herbert zuckt zusammen, als er die warmen Tropfen auf seiner
Hand spürt. Am liebsten nähme er sein junges Weib jetzt in die
Arme und hielt sie recht fest an seiner Brust, aber er bezwingt sich.
Tante Erna hat ja gesagt: „Sie muß zu dir kommen, nicht du zu
ihr, sie muß fühlen und empfinden, daß du ihr Herr bist, daß du
ein Recht hast zu fordern, und nicht nur zu bitten.“ Er fühlt,
daß sie recht hat, er, der sich nichts mehr vergeben, zu lange schon
hat er als Bittender neben ihr gelebt. Sanft streichelt er nur ihr
Haar und mildeidig, wie man zu einem kranken Kinde spricht,
so spricht er nun auch zu ihr:

„Fühlst du dich heute schlechter, Marianne? Es sollte mir
sehr leid tun, Mama freut sich so sehr auf ein paar Ueberraschungen,
die sie für dich hat.“

„Nein, Herbert, ich fühle mich so wohl wie immer, es ist nur
eine vorübergehende Schwäche, sie wird gleich überwunden sein.“

Geduldig wartet er, bis sie ihre Tränen getrocknet hat, dann
legt er sanft den Arm um sie, um sie zum Christbaum hinüber-
zuführen. Marianne zuckt zusammen, als sie die Berührung
seines Armes spürt, und dann plötzlich legt sie in heißem, leidens-
chaftlichem Weinen den Kopf an seine Schulter.



Die Wirkung der deutschen und österreichisch-ungarischen schweren Geschütze an der Donau:
Die Ueberreste einer serbischen Donaubefestigung.

„Herbert, habe mich doch ein bißchen lieb! Sieh', läßtst du's denn nicht, wie notwendig mir deine Liebe zum Leben ist? Ohne deine Liebe wird mir keine Gesundheit, denn die Kraft und die Lust zum Leben kann mir nur aus deiner Liebe kommen.“

Gester zieht Herbert die Weinende an sich, ganz dicht an ihrem Ohr flüstert er: „Meine, Marianne! Zweifle nie an meiner Liebe, sie gehört dir, nur dir voll und ganz! Sie wird dir auch immer gehören, was auch kommen mag. Aber erst muß es klar zwischen uns werden. Werde nur erst wieder ganz gesund, dann reden wir wieder miteinander. Sieh', so viel liegt unausgesprochen zwischen uns, das muß erst beseitigt werden. Ich bin ein Mann, Marianne, und Männer vergessen nicht so leicht als Frauen. Du hast meine Liebe so oft kalt zurückgestoßen, hast mich in meiner Mannesehre so tief beleidigt, ich brauche lange Zeit, um darüber hinwegzukommen. Die Liebe überwindet alles, sie wird auch dies überwinden, aber erst, wenn es ganz klar zwischen uns ist, wenn ich weiß, daß du dich mit freiem, mit freudigem Herzen mir ganz zu eigen bist. Verstehe es wohl, Marianne, ganz will ich dich haben, nur in der innigsten Gemeinschaft können Mann und Weib glücklich werden.“

Ein Leuchten geht über Mariannens Züge, beide Arme schlingt sie um Herberts Nacken, dann bietet sie ihm die Lippen zum Kuß. Tief versenkt er den strahlenden Blick in Mariannens Augen. Leise berührt sein Mund die noch so blassen Lippen.

„Meine Marianne! Wir werden glücklich werden, ich fühle es! Sei also getroßt und Sorge, daß du recht bald wieder ganz gesund wirst. Nun aber trockne deine Tränen, Liebling, und komm zur Mutter. Sie soll nicht sehen, daß du geweint hast, sie hat dich ja so lieb, sie möchte alle deine Wünsche so gerne befriedigen. Hast du denn keinen besonderen Wunsch für's Christkindlein?“

Sie schmiegt ihre Wange an die seine. „Ja, einen ganz großen Wunsch sogar, mein Liebster, deine Liebe. Habe ich die, habe ich alles genug. Ohne deine Liebe aber kann ich nicht leben.“

Er küßt sie noch einmal, warm und innig, er fühlt, wie sie in seinen Armen erzittert vor Glückseligkeit. Ihm bangt vor der Aussprache jetzt nicht mehr, sie muß ja Klarheit und mit der Klarheit Glück und Frieden bringen.

Als sie Seite an Seite unter dem strahlenden Kerzenlicht des Christbaums stehen, als sie die stille Seligkeit in beider Zügen sieht, da zweifelt auch die Baronin nicht länger, daß alles sich zum Guten wenden wird.

XI.

Seit dem Christabend schreitet Mariannens Besserung mit Riesenschritten vorwärts. Sie sehnt sich ja danach, gesund zu werden. Gegen Mitte Januar nimmt sie ihre häuslichen Pflichten wieder auf.

„Laß mich nur!“ bittet sie den Gatten, der es ihr wehren will, „ich werde so am schnellsten gesunden.“

Und Herbert läßt sie gewähren, er freut sich, wenn er beim Nachhausekommen Mariannens schlanke Gestalt seiner harrend am Teetisch findet, oder wenn sie gar auf der Terrasse steht und nach ihm Ausschau hält. Und erst die Abende, wie gemächlich sind sie! Meistens sitzt auch Mama Strehlen in einem behaglichen Sessel am Kamin, sie lauscht dem liebenden, neckischen Geplauder, während draußen sich die eiskalte Winternacht auf Feld und Fur senkt, während der Wind um Türen und Zinnen heult oder der schaurige, langgezogene Ruf einer Eule durch die nächtliche Kälte schallt. Im Wohnzimmer am Kamin aber ist's gemächlich. Da leuchten und knistern die Flammen und umledert glerig die biden Buchenklöße, da summt und singt die Teemaschine zu dem traulichen Geplauder der drei oder Marianne singt gar ein Lied, zu dem Herbert sie begleitet.

Ab und zu kommen auch Deslow, sonst empfängt man noch keinen Besuch, da Marianne sich noch nicht stark genug fühlt, die

Honnours der Hausfrau zu machen. Grete Deslow hat Abschied genommen. Die alte Baronin Deslow hat sehr geweint, als sie sich von ihrer Tochter trennen mußte, Grete aber hat sie ausgelacht, wohl nur, um die eigene Rührung zu verbergen.

„Nun weine doch nicht, Muttdchen, als ob's mir an den Hals ginge! Freue dich doch, daß du die Verantwortung für den Wilsang jetzt los wirst.“

„Na, Gretelein!“ neckt Dagobert, um eine gemüthliche Stimmung aufkommen zu lassen, „wenn sie dich nur nicht wieder 'raus-schmeißt. Wenn's heißt: „Ordre parieren!“

Da ist die Grete Deslow taub, die hat ein eigensinniges, selbständiges Köpfchen.

„Deslower Art!“ nickt Grete zurück, „was kann ich für den Erbfehler?“

Als sie aber nachher mit Aliz allein ist, da fällt sie ihr doch schluchzend um den Hals.

„Aliz, du mußt Mama aufheitern, ich fürchte, sie wird sich sehr um mich grämen. Weißt du, sie ist's gewöhnt, daß ich sie plage, nun wird ihr der Plagegeist fehlen!“ seht sie, durch Tränen lächelnd hinzu.

Herbert ist in Büchen gewesen; er hatte mit dem Freunde einige landwirtschaftliche Neuerungen zu besprechen. Nun reitet er langsam durch den wundervollen Vorfrühlingsabend. So eine gewisse Spannung liegt schon in der Natur, der herbe Duft junger Triebe durchschwängert die scharfe klare Luft.

Herbert atmet mit Behagen den würzigen Frühlingsodem, seine Brust weitet sich im Hochgefühl seiner jungen, überschäumenden Kraft. Nichts fehlt ihm mehr zum Glücke, er hat alles,

was er sich nur wünschen kann. Was schadet es, daß die Millionen des Schwiegervaters verloren sind, — er hat ein Kleinod gefunden, das tausendmal wertvoller und köstlicher ist, als alle Schätze der Welt! Er freut sich fast, daß Marianne ihm nicht so viel Geld und Gut mitbringt, so kann er doch für sie schaffen und sparen, so kann er doch zeigen, daß er sie um ihrer selbst willen und nicht des Geldes wegen liebt. Heute Abend will er mit ihr reden; alles, was noch unklar zwischen ihnen liegt, es muß verschwinden vor der Sonne ihrer Liebe. Marianne wartet im Wohnzimmer auf den Gatten. Die Mutter fühlt sich nicht besonders wohl und ist deshalb zeitig zur Ruhe gegangen. So ist Marianne ganz allein, und das ist ihr heute lieb, denn sie hat Herbert so viel zu sagen. Wo er nur

so lange bleiben mag? Sie öffnet ein Fenster und horcht hinaus, kein Hufschlag läßt sich noch vernehmen. Auf dem Hofe hantieren die Leute, das Vieh blökt in den Ställen, das Schwägen und Lachen der jungen Burschen und Mädchen bringt zu Marianne hinauf. Hinter die dunklen Waldwipfel sinkt die Sonne nieder, blutrot in seltener Klarheit. Ein prächtiges Bild der Ruhe und des Friedens!

Marianne tritt vom Fenster zurück, sie seht sich an den Flügel. Präudierend greifen ihre Finger in die Tasten, zarte und doch gewaltige Zauberklänge entspringen dem toten Instrument. Sie singt ihre hübschen, kleinen Volkslieder, die sie mit so viel Innigkeit vorzutragen weiß. Leise ist unterdes Herbert eingetreten. An den Türpfosten gelehnt, bleibt er stehen, er will die Sängerin nicht stören. Mächtig greifen die schlichten Worte und Töne an sein Herz. Marianne sieht und hört nichts, sie spielt weiter Schuberts „Frühlingsglaube“.

„Die lindn Lüfte sind erwacht, sie säuseln und wehen Tag und Nacht,

Sie schaffen an allen Enden.

O frischer Duft, o neuer Klang; nun armes Herze sei nicht bang.

Es muß sich alles, alles wenden!“

(Fortsetzung folgt.)



Ein Regiment der bekannten Tiroler Kaiserjäger im Marsch durch das Hochgebirge.

Aufgegeben.

Erzählung von Ilse C. Trömm.

(Nachdruck verboten.)

Die gesteigerte Lebensfreude, die ihren höchsten Ausdruck in der grenzenlosen Todesverachtung fand, lag auf allen Gesichtern der Soldaten, die nun endlich, nach langem Warten, zum Angriff vorgehen durften. Aus dem wolkenzerrissenen Himmel peitschten brausende Stürme über der Erde, die sich mit dem Kampfgetöse, dem Dröhnen der schweren Geschütze, dem gleichmäßigen Knattern der Maschinengewehre, dem heiseren Schreien der stürmenden Soldaten vermischte.

Das Fallen eines Kameraden erregte in diesem Augenblicke das Blut nicht mehr; der Anblick war so natürlich, so durch alles bedingt, so zur Gewohnheit geworden, daß jeder einzelne Mann sich nur wunderte, daß ihn noch kein Geschloß getroffen hatte. Die Bilder glitten eigentlich nur oberflächlich am Geiste vorüber. Die nächste Sekunde forderte schon wieder die ungeteilte Anspannung des ganzen Nervensystems.

Franz Bahl hatte plötzlich einen Schlag gegen den Kopf verspürt. Wie ein sekundenlanger ungeheurer Druck war's gewesen. Jetzt wirbelten seine Gedanken wild durcheinander. Er wollte sich aufrecht halten, taumelte, erwachte einen Augenblick wieder zur völligen Klarheit, als er einen gleichen Druck auf seiner Brust verspürte. Er streckte die Hand aus, öffnete den Mund, wollte sagen: „Ich bin getroffen —“ aber die Augen der zu rechts und links vorstürmenden Soldaten waren starr geradeaus gerichtet.

Die Körper flogen in ein wenig geduckter Haltung fast gespenstisch an ihm vorüber.

Ein Blick traf ihn, und zwar von einem Freund, den er immer sehr geschätzt hatte, aber auch dieser wandte sich nicht nach dem Verwundeten, der jetzt auf die zertrümmerte Erde nieder taumelte.

Franz Bahl verlor das Bewußtsein. Von seinem Körper floß durch die Uniform dicker, gesunder, roter Blut und drang in das trockene, durstige Erdreich ein. Aus der Stirnwunde trauerten einzelne Tropfen. Die farbten die kleine, weiße Blume, die sich unbekümmert um das Ringen der Menschheit aus dem dürftigen Gras hervorgewagt hatte.

Viele Menschen lagen um ihn. Die Nahkampfe hatten zahlreiche Opfer gefordert, ohne zu einem entscheidenden Erfolg geführt zu haben, und nun kamen beim Flimmern der Sterne die Sanitäter, um die laut stöhnenden oder um Hilfe schreienden Verwundeten zu bergen. Es war eine anstrengende Arbeit, zumal zwischendurch noch fortwährend Schüsse fielen, aber ernst und stumm verrichteten die Sanitätsmannschaften ihren schweren Dienst.

Einer von ihnen trat an Bahl heran, faßte ihn an den Schultern und legte ihn auf die andere Seite.

„Armer Kerl —“ und nahm Marke, Brustbeutel, Uhr und Briefschaften an sich, ging dann zum nächsten Mann, um in derselben Weise zu verfahren.

Franz Bahl hörte die Worte. Er fühlte die Berührung des Sanitäters, aber alles nur wie aus weiter, unbestimmter Ferne, als ginge es ihm eigentlich persönlich gar nichts an. Er dachte nur: Ich bin ja nicht tot — er muß es doch sehen — aber da verlöschte sein Denken wieder, denn etwas legte sich über sein Gesicht, seinen Körper. Noch einmal wollte das Bewußtsein auflauern, aber er kam nicht weiter, als bis zu einem atemraubenden Empfinden, und nun lag er lange regungslos da.

Als der Morgen graute, war jeder Laut auf dem Schlachtfelde verstummt. Mit bleichen Gesichtern lagen die Toten, Freund und Feind, friedlich nebeneinander.

Franz Bahl seufzte tief und starrte auf. Seine Gedanken wehten, bebten sich. Er hob den Arm und streifte mit fast unwillkürlicher Bewegung das Etwas von sich, das auf ihm lag — dann öffnete er langsam und langsam seine Augenlider, sah das helle, blendende Licht der Nacht über der Erde wie eine Feuerkugel stehenden Sonne — dann schlossen sie sich wieder. Er mußte sich erst sammeln. Allmählich lehrte sein Bewußtsein, zugleich seine Erinnerung an die letzten Ereignisse zurück.

Sturmangriff, Kopfschuß — die Brust — dann schwerer Wundet gefallen. — Aber war man nicht gekommen und hatte ihn holen wollen? Einer hatte seine Taschen durchsucht, er fühlte noch die Totenmarke über seine Brust gleiten. — Nun erwachte er ganz. Man hielt ihn also für tot. Aber er lebte doch. Er fühlte doch, daß sein Herz schlug, daß er den Atem einziehen konnte. Er wollte sich aufrichten, aber es ging nicht. Der Körper war bleischwer und sterbensmatt und kraftlos. Ob er wohl viel Blut verloren hatte? In seiner Kehle brannte es verzehrend, seine Lippen lechzten nach einem Trunk. — Was war denn los? Ein Franzosenmantel. Man hatte ihn damit zugebedeckt. — Nun griffen die einzelnen Empfindungen stärker ineinander.

Dann war sein Geist in der Heimat. Seine Frau erhielt die Nachricht von seinem Tode. Er hörte ihr haltloses Weinen, und als diese Vorstellungen mehr und mehr Gestalt annahmen, da kam ein heißer Lebenswille über ihn. Mit Anstrengung richtete er sich auf.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß. Unwillkürlich legte Franz Bahl sich wieder auf die Erde zurück. Man hatte ihn anscheinend von den feindlichen Schützengraben aus beobachtet und

schuß nun munter auf ihn. Der Schuß ging ein wenig entfernt von ihm in den Erdboden.

Also ruhig verhalten. Endlose Stunden; glühend brannte die Sonne und nirgends die Möglichkeit, sich vor den sengenden Sonnengluten zu schützen.

Dhnmacht wechselte mit rasendem Wachsein, währenddem die Gedanken durch alle Phasen des Empfindens stürmten und sich verzweifelt an die letzte Hoffnung klammerten, den sinkenden Tag zu erleben.

Die Nacht kam. Unter ihrem Schuttschleppte sich Franz Bahl an die toten Kameraden vorbei, die ihm Grauen einflößten. Die Freude, zu seinem Truppenteil zurückzugelangen, gab ihm übermenschliche Kräfte. Er benutzte, sich dicht über dem Erdbreich fortbewegend, jede Deckung, die sich ihm bot, blieb minutenlang völlig regungslos

Vom serbischen Kriegsschauplatz: Landschaft im oberen Morawitatal.

Unser Bild zeigt einen der wenigen touristischen Gebirgspfade, die den Serben auf ihrer Flucht nach Montenegro zur Verfügung stehen und auf denen Transport von Geschützen und Wagen unmöglich ist.



wenn ein naher Schuß die nächtliche Stille unterbrach.

Zu der kurzen Strecke bis zu dem ersten deutschen Laufgraben hatte er endlose Stunden gebraucht. Nun wurde er von dem Beobachter bemerkt. Man rief ihn an, und als Bahl jetzt mit erschöpfter Stimme seinen Namen nannte, zogen sie ihn freudig in ihre Unterstände. Es wurde als ein Wunder betrachtet, daß er noch lebte, und Sanitäter schafften ihn aus der Feuerlinie ins Etappenlazarett.

Die Nachricht vom Heldentode Franz Bahls, die das Regiment der Witwe gesandt hatte, traf die junge Frau wie ein vernichtender Schlag. Doch kaum war es ihr möglich gewesen, sich in die traurige Kunde hineinzufinden, als ein zweiter Brief eintraf, der ihres Mannes Schriftzüge trug.

Die Frau hielt das Schreiben in der zitternden Hand und wagte nicht, es zu öffnen. Und als sie lange mit heißen, tränenassen Blicken auf das weiße Aubert geschaut hatte, war es ihr, als ginge von dem Schreiben etwas Tröstliches aus, das wie mit guten Händen über sie hinstrich.

Vielleicht hatte er diesen Brief in seiner letzten Stunde geschrieben, in der seine Gedanken rastlos bei ihr gewesen waren,

...habe ich in diesen Augenblicken die Hande gen Himmel.
 „Gerettet — er lebt — Herrgott, ich danke dir!“
 Und die Tränen, die aus den Augen des erlösten Weibes
 rannen, entquollen dem reinsten Glück.

Geduld!

Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne
 Und Regenschauer mit der Sonnenglut
 Abwechselnd über dir; Geduld erlerne!
 Ein Leichtes ist's, der Elemente Mut
 Im hellen Tageslichte zu ertragen
 Bei regem Augenlicht und wachem Mut.
 Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
 Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
 Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen,
 Sie halten grausig neben uns die Wacht
 Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
 Hinweg, hinweg! Wer gab euch solche Macht?
 Albert von Chamisso.

Der Wehrbeitrag der deutschen Frau.

Von Dr. Hans Rost.

(Nachdruck verboten.)

Draußen auf den Schlachtfeldern fließen Ströme deutschen Blutes. Zu Hause vertauschen Witwen und Mütter ihr Alltagsgewand mit dem Trauerkleide und die Heimat Erde ist naß von Muttertränen. Blut und Tränen müssen fließen, um dem Vaterlande den Sieg zu erringen. Wenn dann der Friede da ist, dann stehen unsere gefallenen Brüder und Männer als Heldensöhne Deutschlands vor unseren Augen und das Herzeleid der Mütter unseres Volkes erstarrt in Verklärung — sind doch unsere Mütter es gewesen, die dem Vaterlande die Söhne zu seiner Verteidigung und zur Ermöglichung des Friedens geschenkt haben. Wir dürfen heute schon auf den Abschluß eines glücklichen Friedens hoffen. Die deutschen Waffen haben von Lüttich bis Antwerpen, Flandern bis an die Maas, von Tannenberg bis Riga, von den Masuren und Karpathen bis Warschau und Zwanigorod und weit darüber hinaus gegenüber riesigen feindlichen Soldatenheeren eine militärische Ueberlegenheit und eine Kraft zum Siege geoffenbart, daß der Sieg und der Friede in absehbarer Zeit auf Seite Deutschlands und seiner Verbündeten steht. Schon heute besetzt uns alle das Wort Frieden, nachdem so unsäglich furchtbare Opfer demselben vorausgegangen sind. Den Sieg Deutschlands werden nächst Gottes Hilfe drei Dinge herbeiführen: die deutsche Ordnung und Organisation, die deutsche Technik und die deutsche Kinderstube. Wenn die Siegeserbeeren verteilt werden, dann gebührt der deutschen Mutter mit ihren Söhnen ein Löwenanteil. Jetzt, wo seit Monaten Zug um Zug mit Soldaten gefüllt auf die Schlachtfelder hinausrollt, jetzt erkennen wir dankbar das Wirken der deutschen Mutter, die Söhne fürs Vaterland in stiller Hingabe an ihre Pflicht groß gezogen hat. Der Krieg hat so manchen Zustand unseres öffentlichen Lebens grell und klar beleuchtet. Wir wüßten außer dem Problem der Isolierung unserer Volkswirtschaft und der dadurch aufgerollten Ernährungsfrage unseres Volkes kein zweites Problem, das durch den Krieg so scharf und unbarmherzig klargelegt worden wäre, wie die Frage des Geburtenrückganges. Der Krieg ist der beste Lehrmeister. Was vorher Problem und Experiment gewesen ist, wird durch ihn klare, raue Wirklichkeit. Nichts bietet daher einen dankbareren Gegenstand als eine kleine Betrachtung über Krieg und Geburtenrückgang. Der Weltkrieg hat uns gelehrt, daß Technik und Intelligenz der Heeresführung von außerordentlicher Bedeutung sind. Namentlich den russischen Millionenheeren gegenüber haben sich diese beiden Kriegsfaktoren glänzend bewährt. Aber es wäre doch ein verhängnisvoller Irrtum, den Menschenfaktor geringer als diese

...ausgebildeten Mannschaften in strategische nur 2,2 Prozent seiner Bevölkerung ausrückt, kann, wenn es die Gesamtmasse seiner Wehrfähigen im gleichen Prozentsatz der Bevölkerung wie Deutschland mobil machen würde, über 15 Millionen Mann ins Feld schicken. Mit dieser schwebenden Gefahr müssen wir in Zukunft rechnen. Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben gewiß auch noch ein starkes Menschenreservoir. Für unsere militärische Behauptung in Zukunft ist aber erforderlich, daß der Bevölkerungszuwachs in beiden Ländern nicht kleiner wird, daß wir nicht auf eine Linie unserer Bevölkerungsbewegung geraten, die zum Niedergang der zahlenmäßigen Geltung eines Weltvolkes führt.

Prüfen wir einmal kurz Stand und Tendenz unserer Bevölkerungsbewegung! Im Jahre 1871 betrug der Ausfall an Bevölkerungszunahme etwa 250 000 oder 6 auf 1000. Der Gesamtverlust an Toten und Vermissten im Heere belief sich auf etwa 53 500 Mann oder 3 bis 4 Prozent der Gesamtstärke des damaligen Heeres. Wenn man die heutige Schärfe der Kämpfe und andererseits die größeren Fortschritte in sanitärer Beziehung ins Auge faßt, so darf man wohl für den jetzigen Krieg den gleich großen Prozentsatz an Toten ins Auge fassen. Die Gesamtstärke des deutschen Heeres betrug im Jahre 1870/71 1 350 787 Mann. Nehmen wir heute bei längerer Kriegsdauer und Heranziehung nichtausgebildeter Mannschaften die vier-, fünf- und sechsfache Zahl an, und fügen wir den Verlust unseres Heeres an Toten einen vier- bis sechsfachen Betrag am Geburtenausfall in den Jahren 1915 und 1916 wie im Jahre 1871 hinzu, so würde die Verringerung des Bevölkerungswachstums für Deutschland bedeutend mehr als den Betrag des natürlichen alljährlichen Bevölkerungszuwachses zu schätzen sein. In Anbetracht der zahlreichen Jugend auf unseren Schlachtfeldern wird die Geburten- und Eheschließungsziffer noch auf viele Jahre hinaus ungünstig beeinflusst sein.

Für Rußland kann die durch Tote im Heere und in der Bevölkerung hervorgerufene Störung der natürlichen Bevölkerungszunahme schon heute auf 1½ bis 2 Millionen berechnet werden, eine Summe, die bei einem alljährlichen Geburtenüberschuß von 1¼ bis 2 Millionen freilich nicht allzuschwerwiegend ausfallen kann. Frankreich, das alle seine Kräfte aufbietet und den Krieg noch dazu im Lande hat, wird die allerschwersten Verluste an Menschen haben. Nach Blättermeldungen soll die Zahl der gefallenen französischen Soldaten bis Ende Januar 1915 allein 450 000 betragen haben. Unter Hinzurechnung des Ausfalles an Geburten kann man einen Menschenverlust von über 2 Millionen annehmen. Da Frankreich aber keinen normalen Geburtenüberschuß hat, sind diese Verluste niemals wieder zu ersetzen.

Deutschland ist in der Lage, seine Menschenverluste in einiger Zeit wieder zu ersetzen. Allein gegenüber einer Welt von Feinden, bei seiner gefährdeten geographischen Lage und bei erfolgreicher Geltung als Weltmacht, muß Deutschland auch in Zukunft nicht bloß ein waffenstarkes, sondern ein menschenreiches Volk

bleiben. Das ist eine der härtesten Forderungen des ganzen Weltkrieges. Es gibt nun Leute, die in Anbetracht unserer großen Heeresmassen, des Gewimmels von Soldaten, bei uns an keine Gefahr glauben und derartige Warnungen als statistische Spielereien hinstellen. Es ist wahr, zur Stunde besteht keine Gefahr an Menschenmangel. Aber auch die Behauptung besteht in voller Wahrheit, daß wir in einem oder gar zwei Jahrzehnten unseren militärischen Widerstand auf ganz bedeutend weniger Bajonette hätten stützen können.

Soll nun in absehbarer Zeit jener Menschenmangel bei uns zur Tatsache werden, dessen Fehlen wir heute den Schutz unseres Vaterlandes verdanken? Sollen all die Tränen, soll all das Blut vergossen worden sein, damit in kurzem wieder von einem überstarken Feinde angegriffen werden können, weil unsere Frauen die häufige Mutterschaft scheuen, weil wir von unserem Erbfeinde Unfittlichkeit und Verweichlichung angenommen haben, weil wir nicht mehr in der Kinderstube den Segen der Familie, sondern im größeren Geldhause das Glück unseres Daseins erblicken? Wahrlich bezüglich der Frage des Geburtenrückganges steht ungeheuer viel für Deutschlands Zukunft auf dem Spiele. Die abschätliche Geburtenunterschlagung in allen unseren Gesellschaftsschichten wäre im siegreichen Deutschland der größte Feind, den das deutsche Volk jemals besessen hätte. Heute sind unsere Söhne unser Stolz, unsere Regimenter unsere Volksstärke. Lassen wir den bisher eingeschlagenen Tendenzen auf Beschränkung und Verhütung der deutschen Fruchtbarkeit freien Lauf, dann wird in einigen Jahrzehnten oder vielleicht schon früher



Der neue griechische Ministerpräsident M. Skuludis.

die Homöopathie, die russische Gefahr insbesondere akut sein, nur dann mit größter Aussicht auf Erfolg. Unser nationales Interesse gebietet laut und eindringlich die Selbstbestimmung, die Entfaltung der diesbezüglichen Anschauungen, die Abkehr von der sexuellen Unnatur und die Rückkehr zur Keuschheit der deutschen Mutter, die schon zu Tacitus Zeiten und auch im Weltkrieg 1914/15 durch ihre Schatz von Söhnen und Kindern die Grundlage unserer militärischen, wirtschaftlichen und nationalen Existenz gewährleistet hat.

Wir haben bisher mit einer gewissen Selbstverständlichkeit gerechnet, daß das zur Kriegsführung erforderliche Menschenmaterial einfach da ist. Weiße Schichten der Bevölkerung, denen man stets von Uebersättigung, von zu vielen Menschen im Deutschen Reich gesprochen hat, erblicken in dem Überlaß des Krieges sogar eine begrüßenswerte Erscheinung hinsichtlich der bisherigen Konkurrenz. Andererseits besteht erfahrungsgemäß nach jedem Kriege in der Bevölkerung die Tendenz, die gesunkene Bevölkerungszahl wieder in die Höhe zu bringen. Ob diese Jahrhunderte alte Erfahrungstatsache nach dem Weltkriege wieder eintreten wird, kann heute nicht mit Bestimmtheit vorausgesagt werden. Im Jahre 1871 und in den nachfolgenden Jahren hatte die Bevölkerung im allgemeinen von der Möglichkeit der künstlichen Geburtenverhütung keine Ahnung. Das ist heute anders. Selbst auf dem Lande bereits ist die Kenntnis von der Möglichkeit der Geburtenbeschränkung durchgedrungen. Soweit nun materielle Interessen oder Verweilichung und Bequemlichkeit die Eltern beherrschen und höhere sittliche religiöse Ideale fehlen, wird die Geburtenbeschränkung in zahlreichen Volksschichten, namentlich bei den oberen Zehntausend, auch nach dem Kriege in Übung bleiben. Unsere bisherige Geburtengestaltung war aus dem Grunde immer noch günstig, weil dem Sinken der Geburtenziffer gleichzeitig ein noch stärkeres Sinken der Sterbeziffer infolge unserer sanitär-hygienischen Maßnahmen zur Seite lief. Dem weiteren Sinken der Sterbeziffer aber sind Schranken gesetzt, während die Neigung zur Geburtenbeschränkung keine Grenzen zu kennen braucht. Wenn nun das bisher schon eingerissene Zweikinderstystem bei uns noch stärker um sich greift, dann geraten wir in die Lage Frankreichs, und die Früchte des Weltkrieges 1914/15 sind in einigen Jahrzehnten völlig verloren. Anstatt daß die deutsche Erde ihre Nester immer weiter ausbreitet und ihre Wurzeln immer tiefer treibt, frißt dann ein Wurm an ihr, der heimtückisch Deutschlands Größe unterwühlt. Wenn die Wiegen in den deutschen Kinderstuben leerer werden, dann beginnt Deutschlands Geltung zu verblasen.

Wir dürfen uns nicht damit beruhigen, daß wir im Durchschnitt alljährlich einen Bevölkerungszuwachs von etwa 800 000 Menschen aufzuweisen haben. Es gab auch schon Jahre, wo wir um eine Million Menschen zugenommen haben. Im Jahre 1880 kamen in Deutschland auf Tausend Einwohner 39,12, im Jahre 1890 36,9, im Jahre 1900 36,7 und im Jahre 1912 29,1 Geburten. Das bedeutet im Verlaufe von drei Jahrzehnten ein Sinken der Geburtenziffer von nicht weniger als 10 für Tausend. In sämtlichen deutschen Städten mit mehr als 15 000 Einwohnern betrug im Jahre 1912 der Geburtenüberschuß (im ganzen Reich 13 bis 14 fürs Tausend alljährlich) nur noch 10,5 fürs Tausend gegen 13,6 fürs Tausend im Jahre 1901 und bei den Großstädten war er noch kleiner als 10 fürs Tausend, während in Anbetracht des günstigen Altersaufbaues in den Städten ein viel höheres Ergebnis zu erwarten wäre. Unsere Großstädte haben zum Teil bereits französische Zustände erreicht oder sogar übertroffen. So kamen in Berlin auf 1000 Ehefrauen im Jahre 1880 205, 1890 163, 1900 127 und 1910 gar nur 90 Geburten. Im Jahre 1876 hatte Berlin mit 47 000 Geburten mehr Geburten als im Jahre 1911 mit 45 000 zu verzeichnen, obwohl im genannten Zeitraum die Einwohnerzahl auf das Doppelte gestiegen war. Wir haben keine weiteren Zahlenangaben mehr notwendig, um das Umsichgreifen des verwerblichen Zweikinderstystems in Deutschland zu bestätigen. Dieser Wurm sitzt in unserem Markte, und wir müssen trachten, ihn jetzt durch den Krieg als Lehrmeister in der Zeit der nationalen und sittlichen Erneuerung zu töten.

Die Abneigung gegen die öftere Kinderchaft ist bei uns in recht vielen Kreisen vorhanden. Kann man nicht oft hören und lesen, daß kinderreiche Familien nur sehr schwer einen Hausbesitzer finden, der sie nicht selten mit saurer Miene aufnimmt, oder der sie überhaupt wegen ihrer Kinder ablehnt? Hören wir einmal bei Damentränken zu, wie sich gesunde Frauen einander ihren Absichten vor vielen Kindern zuflüstern oder mit ihrer Geburtenabstinenz laut sich brüsten. Wird nicht der Mann mit einer stattlichen Kinderfahne bemitleidet, eben um seiner vielen Kinder

willen. Will es nicht in vielen Stellen als ausgemachte Sache gelten, daß man, um standesgemäß leben und aufzuziehen zu können, wohl mehr als zwei Kinder haben dürfe? Wir brauchen nicht länger in den Spiegel der modernen Anschauungen über Familie, Eheleben und Kinderzahl zu blicken, wir könnten ruhig der Wahrheit getreu noch bidere Farben über unsere herrschenden Anschauungen und eingerissenen unsittlichen Bräuche auftragen.

Da ist es denn ganz klar, daß vor allem das moralische Bewußtsein unserer Frauen und Mädchen, der künftigen Mütter, geweckt werden muß. Welcher deutsche Jüngling und Mann möchte bei Unverdorbenheit seines Herzens und seiner Anschauungen einem Mädchen die Hand zum Lebensbunde reichen, die, wie es gar nicht selten vorkommt, sich auf dem Stiefelabsatz herumdreht und erklärt, Kinder wolle sie nur eines haben, sie wolle auf ihre Vergnügungen nicht verzichten. In einer Zeit, in der die Männer Gut und Blut fürs Vaterland opfern, in der schon aus Patriotismus Kinderreichum Chrensfad e ist, in einer solch erhabenen ersten Zeit müssen solche Reden, solche Anschauungen verschwinden. Nicht die Frau ist der höchsten Achtung wert, die eine höhere Töchterschule absolviert hat und im Sport die höchste Fertigkeit an den Tag legt, sondern die Frau, die dem Manne, der Familie, dem Staate Kinder schenkt und sie in Opfermut und Herzenshingabe für höhere Lebensaufgaben erzieht. Dieser Wille zum Kinde muß wieder überall lebendig werden. Nicht die kinderarme, sondern die kinderreiche Frau ist die Hauptstütze der Gesellschaft, ist die Trägerin der Kultur, ist die Gewähr deutscher Kraft und deutsche Zukunft. Wir haben lange genug in der Anhäufung von materiellen Sätzen, im Hinausschieben in immer höhere Gesellschaftsklassen und im sorgfältig und ängstlich gehüteten sozialesstandesgemäßen Ausstreuen den Hauptinhalt des Lebens erblickt.

Kehten wir doch zurück zur Kultur des Familienlebens, dessen Hauptgrundlagen Kinder sind, und streifen wir alle Fesseln ab, die irgendwie diesem hohen Ideale der Familienkultur und Kindererziehung im Wege stehen.

Der Staat, der ein Interesse an einer wachstumsfreudigen Bevölkerung hat, möge durch Steuererleichterungen, Altersversicherungen und sonstige Unterstützungen den Geburtenrückgang unterbinden helfen. Deutsch und patriotisch empfindende Männer und Frauen aber müssen die Gefahr des Geburtenrückganges für den Staat und für die Einzelfamilie erkennen und dürfen nicht länger den Lockungen der Unsittlichkeit, der französischen Verkommenheit nachgeben. Unsere Frauenvereine jeder Art, unsere Volks- und Seelenführer, Politiker, Ärzte, Priester haben in der Bekämpfung des größten Feindes des deutschen Volkes eine ihrer hehrsten und dankbarsten Aufgaben. Wir haben die Lage der Dinge mit keinem einzigen Pinselstrich zu schwarz gemalt. Der Krieg sowie die Hoffnung auf einen langen Frieden haben uns zu dieser offenen Klarlegung der Verhältnisse veranlaßt.



Der englische General Monro,

der neue Kommandant der Verbündetenstreitkräfte an der Dardanellenfront, der den Mut hatte, seiner Regierung zu empfehlen, das Dardanellenabenteuer aufzugeben und die Truppen zurückzuziehen.



Sprüche.

Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Armee, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche den Sieg erkämpft. Fichte.

Propheten wimmeln stets in trüber Zeit hervor. Joh. Peter Dz (Das Erdbeben.)

Beim Beginne einer Unternehmung und unweit des Zieles ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer. Ludwig Börne.

Gerechtigkeit war stets der Grund, Darauf ein tapfere Mann bestund.

Im Völkerrecht pflegt eine Dankeschuld, als eine Beinträchtigung des nationalen Stolzes, eher zu einem stillen Groll, als zu echter Freundschaft zu führen. H. v. Sybel.

Sprüche.

Faß die Gelegenheit nur beim Schopf;
Aber sieh', ob auch echt der Popf!
Plötzlich sonst von dem ganzen Glücke
Fällst du in Händen die leere Perücke.

In Versuchung und Trübsal bewährt sich
der Mensch, wie weit er vorgeschritten sei,
und darin besteht sein Wert und wird seine
Tugend offenbar.

Die Krähe ist jetzt der eigentliche Charaktervogel des Kriegsschauplatzes, und sowohl Rebel- wie Saatkrähe sind dort un- gemein häufig vertreten. Diese klugen Vögel haben es in ihrer Art vortrefflich verstanden, sich der kriegerischen Zeit anzupassen. Nahrung finden sie ja in Hülle und Fülle. Aber ihre angeborene Vorsicht haben sie nicht abgelegt, gehen dem Gefechtsraum aus dem Weg, umlagern aber um so zahlreicher die Kampflage der Truppen und die Etappenstationen. Gegen Gewehr- und Geschützfeuer sind sie weit ängstlicher als die Klein- und Vögelwelt. . . . Ein Kriegskamerad schreibt: „Fast überall fand ich auch in den Schützengräben zahme Krähen, die unsere Feldgrauen aufgezogen hatten, und die nun durch ihre lustigen Streiche ihre Freunde ergötzen und nicht wenig dazu beitragen, unseren tapferen Kriegerern über die Einförmigkeit des Stellungskrieges hinwegzuhelfen. Auch an den vor- dersten Feldlazaretten erfüllen zahme Krähen eine ähnliche Aufgabe, und ich sah manches Nädchen über die Hügel Schwerverwundeter huschen, wenn ihr Auge teil- nahmsvoll den pos- tierlichen Sprüngen des „Jakob“ folgte.“

Die ersten Tulpen sollen im Jahre 1466 aus der Türkei nach Böhmen ge- kommen sein; nach Konrad Gesner wurden sie 1559 in Augsburg als Gartenblumen gezogen. Die Türken waren überhaupt große Blumenfreunde. Viktor Hehn er- wähnt, daß Mohammed IV. die Garten- ranunkel (*Ranunculus asiaticus*) zur Lieb- lingsblume erwählt hatte, die er in allen Formen aus den Provinzen seines weiten Reiches herbeischaffen ließ, um sie in den Gärten seiner Hauptstadt anzupflanzen. Auch der türkische Glieder und der orien- talische Hyazinthe wurden uns durch die Türkei vermittelt, aus deren Heimatlande ferner die Kastanie stammt. Seit einigen Jahren ist unser Interesse für Blumen nach türkischem Geschmack wieder lebendig ge- worden, lange bevor wir an ein Waffen- bündnis mit den Türken selbst dachten.

Diebstähle wurden vor 200 Jahren in Berlin und in Petersburg sehr verschied- beurteilt. Fast gleichzeitig klagte man in beiden Städten über die Zunahme der Diebstähle. Friedrich Wilhelm I. gab der

Ueberslieferung nach den strengen Befehl, jeden Dieb vor dem Hause aufzuhängen, wo er gestohlen habe, und noch lange hieß ein Haus in der Brüderstraße, vor welchem ein Dienstmädchen unschuldigertweise ge- hängt wurde, „das Galgenhaus“. Auch Peter der Große faßte den Entschluß, die Spitzbuben zu hängen, als in Petersburg die Diebstähle überhand nahmen. Er befahl dem Generalprokurator Jaguschinski: „Schreibe einen Ulas durch das ganze Reich: Wer nur so viel stiehlt, wie ein Strid zum Hängen kostet, soll gehängt werden!“ Der aber erwiderte: „Was fällt dir ein, Peter Alexewitsch? Willst du ein Kaiser ohne Diener und ohne Untertanen sein? Wir stehlen alle!“ Peter und Jaguschinski lachten beide, und der gefährliche Ulas blieb ungeschrieben. Und so ist es zu Nutz und Frommen der russischen Be- amtenwelt geblieben bis auf den heutigen Tag.



Die feierliche Eröffnung der Warschauer polnischen Universität in Gegenwart Se. Excellenz des General-Gouverneurs von Besseler. (x)

Strömungen in den Schleusen von Gatun und Miraflores des Panamakanals infolge von Dichtigkeitsunterschieden der Gewässer. Im „Canal Record“ wird über eine interessante Tatsache berichtet, die in den in der Aufschrift genannten Schleusen, welche den Kanal einerseits mit dem Atlantischen, andererseits mit dem Pazifischen Ozean verbinden, beobachtet werden konnte. Wenn in den Schleusen- kammern der Wasserspiegel bis zu jenem des Meeres gesenkt wird, um das Durch- schleusen der Schiffe zu ermöglichen, so hat das Wasser in den Schleusen einen um 2,5 x geringeren Salzgehalt als das Meer- wasser und ist infolgedessen spezifisch lei- cher. Wenn die Schleusentore geöffnet werden, stürzt sich daher das Meerwasser in die Schleusenkammern und verursacht infolgedessen eine Strömung, welche der Bewegung des aufsteigenden Schiffes entgegenläuft. Diese Strömungen, deren Geschwindigkeit zwischen 4,85 bis 6,44 km in der Stunde (um etwa 1,66 Meter- sekunden) schwankt, ist vorübergehend und

bringt wenig Unannehmlichkeiten mit sich. Immerhin aber haben die elektrischen Lokomotiven, welche die Schiffe durch die Schleusen ziehen, eine veränderliche Zug- kraft aufzubringen.

Verschnappt. Freund: „Seitdem die Geschichte mit deinem Banterott vorge- kommen ist, verkehrst du wohl nicht mehr am Stammtisch zum „goldenen Hirsch“?“ — „O, selbstverständlich. . . ich sitze sogar jetzt alleine daran!“

Badfische. „Von unserem Hauslehrer bin ich gräßlich enttäuscht!“ — „Ich denke, er hat so brillante Zeugnisse?“ — „Ach ja — aber die Photographie war furchtbar ge- schmeichelt!“

Vorausgesehen. Madame: „'s Eiserne Kreuz hat Ihr Bräutigam gekriegt? Da dürfen Sie aus der Wurstkammer eine recht große Wurst nehmen. — Köchin: „Ist schon abgeschickt, gnädige Frau!“

Verschnappt. Gast: „Kein übler Wein, dieser 93er; aber er schmeckt etwas nach dem Pfropfen!“ — Wirt: „Unmöglich! Der sitzt doch erst 'ne halbe Stunde drauf!“

Reingefallen. Junger Chemann: „Na, Sie haben mich reingelegt! Sie be- haupteten doch im- mer, mein Schwie- gervater hätte Geld wie Heu?“ — Hei- ratsvermittler: „Nu, hat er etwa Heu?“

Ein gutes Herz. Hausfrau (zur Kö- chin): „Wie — den ganzen Bratenrest haben Sie Ihrem Schatz zugesteckt?“ — „Entschuldigen gnä' Frau: er ist der ein- zige Ernährer seiner Mutter!“

Unbeschreiblich. A.: „Möchtest du mir nicht etwas Mam- mon leihen, lieber Freund?“ — B.: „Ja; aber ich ver- stehe eigentlich nicht, daß du immer und ewig in der Klemme bist.“ — A.: (resig- niert): „Ich auch nicht; wo ich doch so viel gepumpt kriege!“

Rätsel.

Wie heißt der Quell, der unerwartet fließt,
Und sich dann übers Ufer schnell ergießt,
Der salzig wie des Meeres Wasser ist,
Des tiefen Grund die Meßschnur nie er- mischt?

Wie heißt die Flut, die nie vom Regen schwillt,
Die meistens nur in Unglücksstunden quillt,
Doch oft bei Freudenfesten schnell er- scheint
Wenn lang Getrennte neu das Glück ver- eint?

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Flie — derwisch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redaktions-
L. Kellen, Breitenweg (Aubr.). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Frdr. Deubel & Kornen, Offen (Aubr.).